



Gabriella Wollenhaupt
Grappa fängt Feuer

Kriminalroman

| g r a f i t |

mit dunkler Dauerwellenfrisur. Später erfuhr ich, dass dieser Mann Alfred Traunich hieß.

Wir berühren die Straße nach Korinth. Es war Sonntag, die Lastwagen fehlten, und wir kamen schnell voran. Hinter dem Hafen in Piräus nahmen wir die Abfahrt nach Mandra. Das Hafengelände war weitläufig und schmutzig. Riesige Tanker lagen vor Anker. Keine Spur von Hafenromantik, von Fernweh, schmachtenden Seemannsbräuten und ferngereisten Matrosen.

Schnell erreichten wir Natur pur. Die schmale Straße nach Mandra stieg rasch an und führte durch Kiefernwälder. Es war Anfang Juni und die Welt noch grün. Die Asphodelen waren schon verblüht, dafür strahlte der Ginster eidottergelb mit den pinkfarbenen Oleanderbüschen um die Wette.

Die Sonne knallte durch das Busfenster und wärmte. Urlaubsgefühle ergriffen mich. Warum hatte ich mir am Flughafen kein Auto gemietet und mich allein auf den Weg gemacht? Den Auftrag einfach sausen lassen? Weg von einer mittelalterlichen Reisegesellschaft und einem missgelaunten Reiseleiter, der an einem Karriereknick zu knuspern hatte?

Der Bus bog von der Straße ab und legte an einem Straßenrestaurant an. Es war eine einfache Holzbude, vor der ein riesiger Holzkohlengrill rauchte. Wir stiegen aus. Der Wirt hatte auf einer Wiese unter großen schattigen Kiefern Holztische und Plastikstühle angeordnet, an denen viele Leute saßen und aßen. Griechische Volksmusik wurde über zwei Boxen nach draußen geleitet.

»Wir werden hier etwas essen«, stellte Kondis fest. »Warten Sie bitte einen Moment, ich werde mit dem Besitzer reden!«

Wie eine brave Schafsherde blieben alle vor dem Bus stehen. Nach einer Weile durften wir uns an einen großen Tisch setzen. Drei Kellner brachten Brot, Bestecke und Wasser.

Ich hatte mich zwischen Pater Benedikt und Frau Maus niedergelassen. Kondis saß neben Daphne, an deren anderer Seite sich der hübsche Costas postiert hatte. Das Ehepaar saß in trauter Einheit beisammen, neben den beiden eine Frau, die ohne Begleitung unterwegs war. Das musste die Sekretärin sein. Als Letzte in der Gruppe hockten Vater und Sohn am hinteren Ende des Tisches.

»Kommen wir zur Vorstellungsrunde«, sagte die warme Stimme von Kondis. »Mein Name ist Jason Kondis, ich bin Ihr Reiseleiter. Neben mir meine Mitarbeiterin Daphne Laurenz. Unseren Busfahrer und seinen Sohn kennen Sie ja ebenfalls schon. Die Dame mit dem roten Haar ist Frau Grappa, eine Journalistin, die einen Bericht über diese Reise machen will. Für einen Radiosender. Seien Sie ihr bitte behilflich bei ihrer Arbeit, Frau Grappa ihrerseits wird Sie so wenig wie möglich belästigen.«

Er machte eine Pause, als warte er auf eine Reaktion von mir. Ich übte ein hinreißendes Lächeln.

»Ich möchte hoffen«, erzählte Kondis weiter, »dass diese Reise, die ja einen gewissen intellektuellen Anspruch hat, für jeden von Ihnen ein Erfolg wird. Dazu gehört natürlich, dass wir uns alle ein bisschen näher kennenlernen. Deshalb bitte ich Sie, sich vorzustellen. Fangen wir an. Frau Grappa, sagen Sie am besten etwas zu Ihrer Arbeit.«

»Aber gern«, flötete ich. »Mich interessiert das Phänomen des Massentourismus, in diesem Falle die intellektuelle Spielart dieses Phänomens, die Bildungsreise nämlich. Was

treibt alljährlich Hunderttausende von Menschen aus ihrer gewohnten Umgebung in eine fremde Welt? Was sind das für Menschen, die ihr schwer verdientes Geld dafür opfern, Einblick in fremde Kulturen zu bekommen? Die körperliche Anstrengungen und ungewohnte Belastungen auf sich nehmen, um Relikte einer längst vergangenen Welt zu betrachten, mit der sie eigentlich überhaupt nichts zu tun haben können? Tun sie es aus Bildungsbeflissenheit? Einige von ihnen sind vielleicht sogar auf der Suche nach sich selbst, wollen die Wurzeln ihrer Existenz entdecken. Es kann ja auch durchaus reizvoll sein, das Ich vor einer klassischen Kulisse in Bezug zur heutigen Welt zu setzen. Auf der anderen Seite könnten die erhofften Motivationsziele auch viel zu illusionistisch sein und vielleicht in einer individualistischen Wohlstandskritik eine angemessene Antwort finden. Diese schwierigen Fragen möchte ich beantwortet haben! Und ich hoffe, Sie werden mir dabei helfen!«

Ergriffenes Schweigen herrschte. Nur um Kondis' Mund flatterte ein maliziöses Lächeln. Er war auf meine Sülzerei nicht hereingefallen.

Manchmal ist die Wahrheit halt nicht angesagt, dachte ich. Diese Reise war ein Job wie jeder andere. Ob ich nun mit der Bierstädter Fußballmannschaft zu einem Auswärtsspiel fuhr, um eine Reportage über die rabiaten Hooligans zu machen, oder mich als Pflegerin in ein Altenheim einschlich, um eine diebische Heimleiterin zur Strecke zu bringen ... die Aufgabe blieb gleich: Informationen sammeln, sie einordnen und verwerten und dem Leser, Hörer oder Zuschauer in möglichst mundgerechten Stücken servieren. Wenn ich dabei persönlich noch auf meine Kosten kam, umso besser.

Der Pater ergriff das Wort. Er hieß Benedikt, war 60 Jahre alt und befasste sich mit vergleichenden Religionswissenschaften. Er gehörte dem Benediktinerorden an, der ihm nach einer Herzoperation diese Reise spendiert hatte. Diese wollte er genießen, Kraft schöpfen, um dem Herrn weiterhin in Freude und Demut zu dienen. Die Glasbausteine vor seinen Augen blitzten in der Sonne, als er sagte: »Im Gegensatz zu Frau Grappa stelle ich nicht diesen abgehobenen intellektuellen Anspruch in den Mittelpunkt. Ich möchte mich mit schlichter Freude an Gottes Schöpfung erbauen.«

Eins zu null für den Gottesmann, dachte ich. Er war mir auch nicht auf den Leim gegangen.

Aris, der Busfahrer, und sein Sohn stellten sich nicht vor, sie gehörten zum Personal, genauso wie Daphne.

Die alleinreisende Dame hieß Gerlinde von Vischering. Ihren schwarzen Haaren hatte ein Friseur einen zu kurzen Schnitt verpasst, die strenge dunkle Hornbrille ließ sie finster dreinblicken. Ihr Mund war schmal und grell geschminkt. Das Leben musste sie irgendwann gebeutelt haben, denn die Falten über der Nasenwurzel und neben den Mundwinkeln glichen den Rissen in einem indischen Flussbett nach monatelanger Trockenheit. Sie war schlank und trug ein dunkelblaues Kostüm, so, als wollte sie mit dem Block in der Hand zu einer Aufsichtsratssitzung.

Die Strenge ihrer Ausstrahlung stand im Gegensatz zu ihrer blumigen Sprache. Sie schwärmte vom blauen griechischen Meer, vom weißen griechischen Marmor und von der warmen griechischen Sonne. Sie liebte den griechischen Menschen ob seiner Unbekümmertheit, das griechische Essen wegen seiner Ursprünglichkeit und die

griechische Musik wegen ihres archaischen Klangs.

Ein bisschen viel Liebe auf einmal, dachte ich. Es klang so unecht wie die Texte aus dem Prospekt eines Billigreisenanbieters, der nicht zugeben will, dass die Strände schmutzig sind und das Klo an chronischer Verstopfung leidet.

Alfred Traunich hustete einmal kräftig durch und bollerte los. Seine Gattin hätte ihn hierher geschleppt, sie habe sich die Reise zur Silberhochzeit gewünscht. Als Architekt moderner Zweckbauten könne er die haltbare Bautechnik der Griechen nicht verstehen. »Das muss ja eine Menge Geld gekostet haben.« Anschließend erläuterte er uns seine Philosophie des Bauens: möglichst schnell, möglichst praktisch und möglichst billig.

Nach dem Verbaltornado ihres Gatten blieb Frau Traunich nur noch die Nennung ihres Vornamens. Sie hieß Almuth.

Mein Blick fiel auf den nächsten in der Runde. Der ältere Mann hatte einen Charakterkopf mit silbernem Haar, das an den Stellen, an denen es noch spross, schlohweiß und lockig war. Die Stirn lag hoch und war von waagerechten Linien durchfurcht. Die Augenbrauen waren schwarz und buschig nach oben gekämmt. Klar und deutlich stellte er sich vor: »Dr. Waldemar A. Unbill. Das »A« steht für Agamemnon. Ich bin pensionierter Oberstudiendirektor, Lehrer für Geschichte und Deutsch.«

Nach dem Kurztelegramm folgte eine Aufzählung von Büchern, an denen er mitgearbeitet hatte. Bleierne Müdigkeit wollte sich am Tisch breit machen, als er sagte: »Übrigens bin ich Mitglied des Kuratoriums, das für das archäologische Privatmuseum in der Landeshauptstadt zuständig ist.«

Drei Menschen am Tisch waren plötzlich ganz Ohr: Daphne, ich und Kondis, der bleich wurde. Seine Hand verkrampfte sich um den rot-weiß-karierten Tischtuchzipfel. Es schien mir, als wolle er etwas sagen, doch seine Stimme versagte. Nach einigen Sekunden hatte er sich wieder in der Gewalt.

Ich überlegte, was diese Konstellation für die Reise bedeuten könnte, kam aber zu keinem Ergebnis. Unbill hatte also mit dafür gesorgt, dass Kondis mit Schimpf und Schande seine Museumsleitung abgeben musste. Warum nahm Unbill an der Reise teil?

»Das ist mein Sohn«, redete Unbill weiter, »er heißt Ajax, ist 35 Jahre alt und studiert. So etwa im 30. Semester, nicht wahr, mein Lieber?«

Ajax Unbill wurde rot und blieb schweigsam. Alle starrten ihn an. Er hatte dünnes Haar, die hohe Stirn seines Vaters und einen kleinen Schnurrbart, der sich im Gesicht zu behaupten versuchte.

»Waren Sie schon mal in Griechenland?«, fragte ich.

»D... d... doch!«, stotterte er.

»Ajax hat die klassische Bildung sozusagen mit der Muttermilch aufgesogen«, meinte sein Vater, »sein Urgroßvater hat mit Heinrich Schliemann Mykene und Troja ausgegraben. Ajax hat als kleiner Junge mit antiken Terrakotten statt mit Plastikförmchen gespielt.«

Deshalb stottert er wohl, der arme Hund, dachte ich. Die beiden waren ein typischer Fall von Vater-Sohn-Konflikt.

»Können Sie verstehen, warum jemand seinen Sohn nach einem Scheuermittel benennt?«, flüsterte mir Martha Maus ins Ohr.

»Vielleicht hat ihm Ata nicht so gut gefallen«, lachte ich.

»Und nun als Letzte unsere Frau Maus!« Kondis' Stimme war wieder ruhig und heiter. Die alte Dame war 66 Jahre alt und hatte zu Jugendzeiten in einer Kleiderfabrik gearbeitet. Nach der Geburt der Kinder, es waren ihrer zwei, hatte sie als Putzfrau gejobbt. Ihr Mann war längst gestorben, die Kinder aus dem Haus. Und jetzt diese wunderbare Reise, auf der sie die Heldengeschichten nachzuerleben hoffte, die sie schon als kleines Mädchen atemlos gemacht hatten.

Martha Maus war auch jetzt atemlos und nahm einen Schluck Wasser. Die Vorstellungsrunde war vorüber.

Ein Kellner schleppte ein Riesentablett mit gegrillten Fleischbrocken heran. Kondis erklärte die Gerichte. Lammnieren, gefüllte Därme, marinierte Leber, Fleischbällchen und Gyros.

Teller mit Oliven wurden auf den Tisch gestellt, daneben Schafskäse und Salat. Die Pommes frites waren von grober Hand geschnitzt, und aus dem Tzaitiki strömten Knoblauchwolken.

»Wer möchte Retsina?«, fragte Daphne Laurenz. Niemand sagte nein. Die Kellner schleppten die Weinkrüge heran.

Ich hatte diesen Wein noch nie getrunken, sondern nur über ihn gelesen. Er wird mit Harz versetzt, um ihn haltbarer zu machen. Angeblich haben die alten Griechen diese Unart kreiert. Der Tropfen schmeckte, als habe jemand eine Pulle Nagellackentferner hineingekippt. Ich stieg wieder auf Wasser um und schnappte mir einige Fleischbällchen.

Die Sonne brach durch die Kiefer über mir und brannte mir eins auf die Nase. Morgen würde ich den ersten Sommersprossen »Hallo« sagen können.

Sehnsucht und ein Nichtangriffspakt

»Um ein tadelloses Mitglied einer Schafherde zu sein, muss man vor allem ein Schaf sein.« Dies ist ein Ausspruch von Albert Einstein. Als unsere Reisegruppe im Hotel in Delphi angekommen war, verstand ich den tieferen Sinn dieses Satzes. Wie brave Schafe standen wir alle vor der Rezeption und warteten, bis sich Jason Kondis mit dem Hotelbesitzer über die Zimmerbelegung geeinigt hatte. Meine Entwicklung zum Schaf machte mir Sorge. In Gruppen fühlte ich mich nicht wohl, bisher hatte ich mein Leben selbst organisiert und war dabei gut gefahren.

Die Verhandlungen zwischen Kondis und dem Hotelmanager gingen ihrem Ende zu. Ich verstand kein Wort, doch der Dialog gestaltete sich temperamentvoll.

»Gibt es Probleme?«, wollte ich wissen.

»Überhaupt nicht«, meinte er, »ich habe für Sie, Frau Vischering, Daphne und den Pater Einzelzimmer organisiert. Stellen Sie sich vor, er wollte mich und den Pater zusammen in einem Doppelzimmer einquartieren.«

»Vielleicht dachte er, dass Sie geistlichen Beistand gebrauchen können.«

»Die Zimmer sind bereit«, rief Kondis der Schafherde zu. »Ihr Gepäck wird sofort in die Räume gebracht.«

Ich griff selbst zu meinen Koffern und schleppte sie fort, nachdem ich mir den Zimmerschlüssel hatte geben lassen.

Das Hotel war sauber und hell. Auf dem Weg zu meinem Raum fiel mir die Dachterrasse auf. Sie war groß und bot eine atemberaubende Sicht in das Tal des Flusses Pleistos, über dem sich die kargen Wände des Parnassos-Gebirges erhoben. Ich ließ meinen Koffer auf dem Flur stehen und trat nach draußen.

Ein kühlender Wind kam vom Berg. Die Luft war straff. Weit unten im Tal Millionen von Olivenbäumen. Sie reichten mit ihrem silbrigen Grau bis hin zum Meer, das in leichtem Dunst einen blauen Zipfel von sich sehen ließ.

Ich schloss die Augen. Der Wind wurde stärker, der Lärm der Touristenbusse von der Straße in meinem Rücken verstummte. Jemand begann, eine sehnsuchtsvolle Melodie auf einer Flöte zu spielen. Die Töne klangen unwirklich und zeitlos. In welchem Jahrtausend befand ich mich? Oder war ich auf einen Touristengag hereingefallen?

»Eine Hirtenflöte!«, sagte Kondis neben mir. Ich hatte ihn nicht bemerkt. Dann hörten wir beide dem unbekanntem Flötenspieler zu. Die Zeit vergaß uns.

»Kennen Sie den englischen Dichter Lord Byron?«, wollte er wissen.

»Nicht persönlich«, witzelte ich.

»Er starb für uns Griechen im Freiheitskampf gegen die Türken. Das war 1824. Als er nach Delphi kam, war der Parnass schneebedeckt und die Ausgrabungsstätte verlassen. Byron schuf folgendes Gedicht:

*O du Parnassos, den ich heut' darf schauen,
und nicht etwa in holdem Traumgesicht,*